

Afterthoughts

Warum geht das kritische Denken über Geschlecht so oft am Arsch vorbei? Thesen zum analen Charakter der Genitalien. Zweiter und letzter Teil. **Von Kim Posster**

Bekanntlich kommt das sogenannte weibliche Geschlechtsorgan in der orthodoxen Psychoanalyse nicht sonderlich gut weg. Alle Kinder, so Sigmund Freud, empfänden Vulva und Vagina als minderwertig gegenüber dem Penis. Wegen der physiologischen Unterschiede erscheine die Vulva in der kindlichen Phantasie nämlich nicht als eigenständiges Genital, sondern lediglich als verkümmertes oder sogar entfernter Penis. Jungen entwickelten folglich Kastrationsangst, Mädchen Penisneid. Da die Klitoris das einzige sei, was dem Penis wenigstens ein bisschen ähnlich sehe, könnten Frauen eine Vorliebe für „unreife“, also klitorale Orgasmen entwickeln, so der Begründer der Psychoanalyse weiter. Auf die Spitze trieb es die theoretische Analytikerin Lou Andreas-Salomé, die 1915 die These aufstellte, dass selbst die Vagina nicht als primäres Genital gelten könne. Von einem „Schleimhautrohr“ ausgehende Stimulation und Lust empfinde das Kind zuerst in der analen Phase anhand von After und Enddarm. Das weibliche Genital sei diesen also lediglich „abgemietet“ – eine Folgerung, die Freud begeistert übernahm.

Alles nur weitere Beweise für die sexistische Schlagseite der Psychoanalyse? Jein. Freud und Andreas-Salomé sind tatsächlich zu kritisieren, wo sie Mystifizierungen der Anatomie wiederholen, statt aufzuklären. Betrachtet man ihre Analysen jedoch im Kontext einer feministischen Kritik, die nachvollzieht, wie Individuen im Patriarchat geschlechtsspezifische Prozesse des Subjekt- und damit des Körperwerdens durchmachen müssen, kann die Lektüre höchst aufschlussreich sein.

Andreas-Salomé steile These, dass das weibliche Genital eigentlich nur ein sekundärer After sei, stellt sich etwa ganz anders da, wenn man die unterschiedliche Stellung der Geschlechter zu Analität berücksichtigt (siehe **konkret 12/19**). Männlichkeit steht hier für die Herrschaft errichtende Abspaltung der analen Ambivalenzen sowie für die Scham und den Ekel vor Abhängigkeit, die zu einer Kontrolle über den Körper und das Selbst führen sollen. Weiblichkeit hingegen symbolisiert genau wie Analität gleichzeitig die verleugnete Voraussetzung für diesen männlichen Subjektstatus und dessen Abstoßung.

Überdeutlich wird diese Konstellation an der symbolischen Repräsentation männlicher Souveränität: dem Phallus. Er zeichnet sich durch eine einseitige Auflösung der Konflikte und Widersprüche der analen Phase aus. Er bedeutet Autonomie ohne Abhängigkeit, aktive Gestaltung ohne passive Hingabe und aggressive Selbstbehauptung ohne hinnehmende (Selbst-)Sorge. Das Kriterium für den Zugang zu dieser phallischen Macht ist in patriarchalen Verhältnissen tatsächlich das Vorhandensein eines Penis, der den Phallus nicht nur repräsentiert, sondern verkörpern soll. Somit definiert die Abwesenheit des Phallus und damit des Penis Weiblichkeit, und das leidet nicht nur symbolisch: Für Freuds These von der Kastrations-

angst spricht, dass in EU-Staaten nach wie vor 1.700 bis 2.000 Genitalverstümmelungen im Jahr an intersexuellen Neugeborenen durchgeführt werden – auch nach der Änderung des Personenstandsgesetzes 2017. Ärzte überprüfen das „uneindeutige“ Genital dabei daraufhin, ob es für einen Penis „ausreicht“; ist dies nicht der Fall, machen sie das Kind in der medizinischen Logik wortwörtlich „zur Frau“. Ganz nach dem verbreiteten chirurgischen Motto: „Es ist einfacher, ein Loch zu graben, als einen Mast zu bauen.“

Denn das ist das weiblich definierte Genital im Patriarchat gegenüber dem Phallus: ein Loch. Eine dunkle, ambivalente Abwesenheit, die sich lediglich in der Verfügbarkeit für das männliche Begehren als real erweist – wie der Anus. Vulva und Anus werden nämlich nicht nur in den Machosprüchen von Frauen und „ihren Löchern“ zu Gleichen gemacht, sondern ebenso im symbolischen wie praktischen Umgang der Gesellschaft: Empirische Forschung zeigt, dass Kinder bis heute oft nur den Penis als Geschlechtsorgan eindeutig benennen können, während sie wenig bis keine Worte für Vulva und Vagina besitzen. Immer noch wachsen viele mit undefinierten Bezeichnungen wie „bei dir da unten“ auf. Das Körperwissen ist stellenweise so katastrophal, dass noch viele Erwachsene glauben, die Harnröhre verlaufe durch die Vagina, statt über ihr, was die Phantasie nahelegt, dass Fäkalien aus der Vagina austreten.

Im Gegensatz zum Penis, wo die physiologische Einheit von Samenleiter und Harnröhre tatsächlich besteht, „beflecken“ diese Mystifizierungen Vulva und Vagina, und unter anderem deswegen gleichen die Ansprüche der Umwelt an den weiblich definierten Genitalbereich oft dem, was die Sauberkeitserziehung für den Anus festlegt: Möglichst reinlich soll er sein, geräusch- und geruchlos und versteckt (bis heute gelten hervortretende „Schamlippen“ als unschön). Während der Penis von Jungen oft mit lustvoller Empörung oder schelmischem Spaß bedacht wird, bekommen Vulva und Vagina die negative Aufmerksamkeit von Angst und Furcht: vor Dreck, Krankheit, Entzündung und nichtautorisierten Fremdkörpern. So wird das weibliche Genital wie der Anus zum körperlichen Nichtort und muss seine Nähe zum Schuld- und Ekelhaften teilen. Nicht umsonst ist das Synonym der „weiblichen Scham“ für die Vulva bis heute gebräuchlich.

Die mit dem Phallus identifizierte Männlichkeit und ihr Genital erscheint demgegenüber als rein, standhaft, abgeschlossen. Gegen jede physiologische Evidenz wird zum Beispiel geleugnet, dass auch Penisse bei Erregung nicht nur fest, sondern auch feucht werden. Die einzig erlaubte Zugang zum Analen ist die aggressive Externalisierung: im erweiterten Sinne etwa beim demonstrativen Ausspucken und Furzen, verdichtet aber in der Ejakulation, die schon Andreas-Salomé als orgastischen Sieg über die anale Ambivalenz beschrieben hat. Statt den eigenen Körperstoff schambehaftet loszulassen wie in der analen Phase, macht der Mann sich hier auftrumpfend frei – und zwar von allem, was die Männlichkeit trotz aller phallischen Phantasien immer wieder heimsucht: Ambivalenz, Abhängigkeit, körperliche Bedingtheit. Ein Blick in den Malestream der Pornografie zeigt, wohin das alles nicht nur symbolisch ausgelagert wird. Der Cumshot, der Samenerguss auf Körper oder Gesicht

der Frau, ist der rituelle Beweis am Ende fast jedes Videos dafür, dass die phallische Pflicht getan, die sexuelle Verschmelzung aufgehoben und der weibliche Körper wieder von sich gestoßen wurde. Den begehrten, aber letztlich Männlichkeit gefährdenden Kontakt zum Weiblichen spalten die letzten Einstellungen auf in einen für sich stehenden Phallus und einen durch ihn beschmutzten weiblichen Körper. Dass diese männliche Mischung aus Begehren, Abwehr und Ekel in Hass umschlagen kann und nicht selten das Objekt vernichten will, das diese Gefühle auslöst, beweist die grassierende sexuelle Männergewalt zu genüge.

Der Hartnäckigkeit solcher Phantasien und der Realität patriarchaler Gewalt wird man weder mit (Sexual-)Aufklärung noch mit antisexistischer Bildungsarbeit beikommen – obwohl beide wichtig sind und bleiben. Denn solange es das kapitalistische Patriarchat, seine Familienform und (Selbst-)Disziplinierung gibt, werden sie ihre notwendige Rolle und Funktion behalten. Jedes Kind, so die theoretische Analytikerin Christine Kirchhoff, denkt sich und seinen Körper am Anfang seines Lebens als allumfassend. Die an den Genitalien gemachte Entdeckung, dass andere Menschen Körperteile haben, die einem selbst fehlen, ist deshalb eine empfindliche narzisstische Kränkung und eine zentrale Erfahrung der Differenz. Wie so oft erweist sich hier die Subjektwerdung als grundlegend vermischt mit Mangel. Diese Differenz und diesen Mangel wird es wohl auch in befreiten Verhältnissen geben, doch böten diese keinen Anlass mehr, sie zu verleugnen oder gewaltsam durch Geschlechterrollen aufzuspalten. Der verständliche „Neid“ auf das andere wäre keine Demütigung mehr und der eigene Mangel keine Bedrohung. Kurz: Man dürfte ohne Angst verschieden und bedürftig sein.

Das queerfeministische Emanzipationsversprechen, „Alle können geschlechtlich und sexuell alles haben und alles sein“ wird falsch, wenn nur jeder zugänglich gemacht werden soll, was diese Verhältnisse an vergeschlechtlichten Körpern und Sexualitäten hervorbringen, statt nach dem ganz anderen zu fragen. Dieses zeigt sich aber nicht in dem, was alle haben, sondern in dem, was allen fehlt und was sie nur mit- und durch einander verwirklichen können. „Das Loch“ stände hier nicht mehr für ein „demokratisches Körperteil“ oder für einen Nichtort des Körpers, an dem Abhängigkeit und Differenz verworfen, geschlechtlich gebunden und von Schuld und Scham befleckt werden. Stattdessen könnte das Loch für ein utopisches Begehren stehen, das die Feministin Johanna Montanari einmal so beschrieb: „Es ist ein Sog, ein Ziehen. Ich schlage ein Loch vor, das sich aus unserer Interaktion auftut. Es ist ein Sich-Brauchen, das vorher so nicht da war ... Es ist eine Macht, die fließt. Da können wir Rollen tauschen, das Ziehen ist dasselbe.“

Kim Posster bekennt sich zu seinem Vulvaneid und dankt Sebastian Winter für Hinweise